

Der Sozialreformer Jeremias Gotthelf

Autor(en): **Ruef, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **25 (1954)**

Heft 10

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-808430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sozialreformer Jeremias Gotthelf

Von Alfred Ruef, Brienz

An der Schwelle aller Gotthelfschen Erzählungen steht eine Not. Der «Bauernspiegel» ist sein erstes Werk und ist die Geschichte eines verschupften Verdingbuben. Nicht zufällig steigt Albert Bitzius mit seiner ersten Erzählung hinunter in die Bezirke der Armut, des Elendes und der Lieblosigkeit. In erbarmender Liebe gehört sein Herz vor allem den Armen, Geringen und Verschupften:

«Ich habe das Verdingwesen an manchem Ort und von mancher Seite betrachtet und manchmal fast Blut geschwitzet darüber», bekennt er in der «Armennot». (XV/137)

Darum ging von ihm und seinem Freund Pfarrer Rudolf Baumgartner von Trachselwald 1833 die Idee einer Armenerziehungsanstalt aus. Allen Widerständen zum Trotz hat er das Werk christlicher Nächstenliebe verwirklicht, bevor er seine dichterische Berufung auch nur ahnte:

«Sie wissen, wie ungeheuer das Emmental mit Armen beladen ist! Sie lesen wieder so oft, wie diese Armen verdorben sind an Leib und Seele und ihren Kindern als einzig Erbteil diese Verdorbenheit mitteilen. Auf keine Weise kann dem Uebel geholfen werden als durch bessere Erziehung der Kinder . . . Es giltet nicht die Entsumpfung des Seelandes, aber die Entsumpfung der Seelen des Emmmentals»,

schreibt Bitzius in einem Bettelbrief im März 1834 an den wohlhabenden Bauer Samuel Moser in Herzogenbuchsee. Den Eröffnungstag dieser Anstalt bezeichnete er als seinen eigentlichen Hochzeitstag. Aller irdischen Not blieb sein Herz bis zum Tode aufgeschlossen. Auch der Dichter Jeremias Gotthelf blieb mit beiden Füßen in der Erde verankert. Er wusste, dass der Mensch aus dem Paradiese vertrieben war hinaus in Dornen und Disteln und dass das tägliche Brot nur im Schweisse des Angesichts und unter Sorgen und Mühen gewonnen werden konnte. Bitzius bleibt auch als Dichter der nüchternen Bernerpfarrer:

«Es ist ein seltsam Ding, das menschliche Gemüt und auf gar manches Gemüt, das hoch in den Wolken schwebt, hat ein Speckbröcklein oder eine Anknetschnitte mehr Gewalt als ein Wort, das hoch aus den Wolken kommt.»

Jeremias Gotthelf nimmt die Bitte im Unser Vater um das tägliche Brot ausserordentlich ernst. Und unter dem täglichen Brot will er alles verstanden wissen, was der Mensch für seine leibliche Notdurft beanspruchen muss. Mit erschütternden Worten weiss er zu schildern, wie es einem Mutterli zumute ist, dem in der «Wassernot» die Emme alles weggerissen hat:

«Und so ein arm Weib, das Geld für die Haushaltung aus seiner Kunkel ziehen, die Kinder warten, speisen und lehren muss, das bei anbrechendem Tage hinaus muss, seinen Erdäpfelplätz zu säubern, die Erdäpfel zu setzen, zu putzen, welches das ganze Jahr

hindurch zu jedem Hämpfeli Mist Sorge getragen hat wie zu Zuckerbröcklene, die Zeit dazu kaum seinem Rade, seiner Haushaltung abstehlen konnte, den ganzen Sommer durch rechnete, ob es wohl genug Erdäpfel erhalten werde und ob auch gute, denn sie sind ja sein alles in allem, Voessen, Bratis und Dessert —, ach, so ein armes Weib, was muss das fühlen, wenn all sein Schweiss, seine Not umsonst war, wenn es seine sechs Kinder sieht und keine Erdäpfel!» (Wassernot. XV/55)

Mit diesem verstehenden, liebenden Herzen erfasst Jeremias Gotthelf alle irdische Not. Gleich mit dem ersten Satz seiner gewaltigen, umfassenden Dichtung springt er mitten hinein in diese Not:

«Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand», beginnt sein erstes Epos. Miasli, der Verdingbub, muss die rücksichtslose Härte der menschlichen Gesellschaft auf die verschiedenste Weise am eigenen Leibe erfahren. Seine Grossmutter und sein Grossvater hatten an seinem Vater und dessen Geschwistern schwer gesündigt, weil sie nach dem damals üblichen Recht, den Hof dem Jüngsten um einen Spottpreis verkauften und alle übrigen leer und nackt ausgehen liessen. Den Grosseltern war die Hauptsache, dass der Hof erhalten blieb; das Los der übrigen sieben Kinder opferte er seinem Bauern- und Geldstolz:

«War denn Grossvater ein so schlechter Mann, dass er seine lieben übrigen Kinder auf eine so schändliche Weise betrog? O nein, er war nur wie hundert andere Bauern! Sein Lebtag hatte er wenig anders gesinnet und getrachtet, als einen grossen Haufen zusammenzubringen; seine Kinder sah er wie Ameisen an, welche zu diesem Haufen immer noch mehr zusammenkratzen sollten. Dass dieser zusammengescharre Haufen zusammenbleibe, auch nach seinem Tode, das war sein Lieblingsgedanke; ob darüber seine andern Kinder zu Bettlern würden, daran dachte er gar nicht, oder dachte vielleicht, es wäre am besten, wenn keines heiratete, sondern die unbezahlten Leib-eigenen ihres Bruders blieben. Zu solcher grenzenlosen Herzlosigkeit und unnatürlichen Härte wird der Mensch gebracht, wenn er im Leben und im Tode Abgötterei treibt mit Geld und Gut.» (Bauernspiegel. I/32)

Nicht die gesetzliche Erbfolge des Jüngsten verursacht also die soziale Not der sieben übrigen Geschwister, sondern der sündhafte Geldstolz des Grossvaters und der Grossmutter:

«es wäre ihnen recht, wenn ihre Söhne des Teufels Grossmutter heirateten, sobald sie nur goldene Hörner und einen silbernen Schwanz hätte.» (I/27)

Geld ist für Gotthelf das Symbol für die Verfallenheit an die Welt und immer wieder verfallen seine Menschen dieser dämonischen Versuchung. Am fürchterlichsten lässt er den «Harzer Hannes» im Geiz verhärten und versinken. Und ärger als die materiellen Entbehrungen, schlimmer als Hunger

und Kälte geisselt Gotthelf die Lieblosigkeit der Menschen. Als der Verdingbub Miasli seinem Pfliegvater auch einmal auf die Knie klettern will wie die eigenen Kinder, wird er von ihnen weggestossen mit den Worten:

«Das ist nit dy Aetti, du bist nume dr Bueb! Und der Bauer lachte herzlich über seine Kinder, die ihn so lieb hätten, dass er nicht auch mein Aetti sein sollte; er sah nicht, wie mein ganzes Wesen sich erschütterte und grosse Tränen die Backen herabströmten.» (Bauernspiegel. I/71)

Lieblosigkeit ist darum für Gotthelf die grösste Sünde, weil Christus die Nächstenliebe geboten hat und weil nur die Liebe die Wärme schafft, in der ein Menschenkind wachsen und sich entfalten kann. Das Aufkommen der Maschine und die Fabrikarbeit schafften zur Zeit Gotthelfs in Europa und auch in der Schweiz eine immer grössere Armut. Die Gegensätze zwischen Reich und Arm klafften schärfer und drohender auseinander. Die sozialen Probleme blieben weitgehend ungelöst. Nach den erschütternden Erlebnissen Miaslis im «Bauernspiegel» gestaltete Gotthelf das Leben von Schulmeister Käser in Gitiwyl, das sich in ebenso bitterer Armut abspielt wie Miaslis Schicksal in der ersten Erzählung. Jeremias Gotthelf war von der sozialen Not seiner Zeit so bedrängt, dass sein nächstes dichterisches Werk die «Armennot» wurde. Es ist eine gedanklich überaus reiche Untersuchung über Entstehung und Bekämpfung der Armennot. In den Schlussfolgerungen bleibt diese Abhandlung über alle Zeiten gültig und ist darum heute so lesenswert wie je.

Jeremias Gotthelf hat die «Armennot» mit seinem Herzblut geschrieben. Die Arbeit wurde ihm nicht leicht. Seinem Bauernfreund Burkhalter in Niederönz berichtet er am 27. Oktober 1839:

«Ich gebäre nämlich wieder ein Büchlein, . . . die Armennot . . . Wenn ich nach dem Masse, dass es mir schwer wird, auf seine Gediegenheit schliessen soll, so muss es bedeutend werden.»

Die tiefgründige Untersuchung über Entstehung und Beseitigung der drückenden Armut beginnt mit dem eigenartigen Satz:

«In eines jeden Weibes Herzen wohnt ein Kummer.» (XV/85)

Von dieser Tatsache weg leitet er über zu den Völkern, deren Kummer vor allem die zunehmende Verarmung sei:

«Es liegt ausser allem Zweifel, dass die Armut zunimmt . . . Sie hat ein eigenes Leben erhalten, diese Armut, sie ist eine Wucherpflanze geworden, die sich ausbreitet, wie im Klee der Grind, sie nimmt nicht mehr ab, sie nimmt nur zu, sie ist erblich, ansteckend geworden, eine krebstartige Wunde im Völkerleben, ein eigentliches Pestübel unserer Zeit. Schon dieses gibt ihr ein Feindseliges, unaussprechlich Drohendes für all die, an denen noch irgend etwas zu verzehren ist.» (XV/90)

Und dann entrollt Gotthelf eine Vision von der drohenden Armut, wie sie nur das sprachgewaltige Dichtergenie in einem einzigen Satz gestalten kann:

«Man stelle sich nur vor das millionenköpfige Ungeheuer, ewig leer und ewig hungrig, wie es sich langsam ausreckt, weiter und immer weiter, wie unter seinem ungeheuren Leibe alles verwest, wie die länderteit klaffenden Rachen langsam sich weiter und weiter verstrecken und alles verschlingen, was sie erreichen, wie sie näher und näher rücken dem eigenen Leben, wie alle hineingeworfenen Opfer sie nicht sättigen, nicht stillen, wie das Ungeheuer näher und näher schleicht, zu Tausenden neue Köpfe hervortreibend aus dem magern ungeheuren Leibe Stunde für Stunde.» (XV/90)

Und das Schreckbare an der Armut sieht Gotthelf nicht nur im stetigen Anschwellen, sondern in der drohenden Haltung der verarmenden Volksschichten. In ihren Herzen koche Hass gegen die Reichen und in ihren Augen spreche Begierde. Als Ursache bezeichnet der evangelische Seelsorger Bitzius die Versteinerung des christlichen Glaubens hundert Jahre nach der Reformation zu einer sturen Dogmatik und damit die Zunahme des Unglaubens.

«Der Unglaube strömt in gewaltigen Wogen, die Revolution hält ihren blutigen Umgang und wenn die Armut entfesselt zu beiden sich gesellt, dann haben wir das furchtbare Tier des Abgrundes.» (XV/97)

Eine weitere Ursache erkennt Gotthelf in den geschaffenen Armengesetzen selber, denen man zuviel vertraut habe und dabei die Hauptsache vergessen, dass der Arme ein Mensch und Bruder sei:

«Ach, geht mir mit Gesetzen! Eben weil man den Gesetzen vertraute und immer und ewig Gesetze machte, sind wir bis dahin gekommen . . . Gesetze an sich sind tot; man muss jemand haben, der sie lebendig ins Leben trägt.» (XV/130)

Ein schlimmer Feind der Armen sei weiter der aufkommende Kapitalismus geworden und die unsinnige Ueberhebung der regierenden Häupter über das gemeine Volk. Der christliche Sinn, dass der Reiche seinem armen Bruder zu helfen habe, sei immer mehr verschwunden und dadurch sei die Menschheit auseinandergerenkt worden wie ein Gefolterter. Die Armen selber hätten weithin den Sinn für die Arbeit verloren und dienten nur verdrossen, als ob in ihren Händen alles angefroren sei. Für das Emmental geisselt Gotthelf ganz besonders die Unsitte des Kinderverdingens und die sog. Mindeststeigerungen, an denen Kinder förmlich ausgerufen wurden wie unvernünftiges Vieh. Diese Kinder wurden gewöhnlich rücksichtslos ausgebeutet durch:

«Leute, welche arbeiteten wie die Pferde, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leib und Seele an die Arbeit setzten und von des Menschen Bestimmung so wenig einen Begriff hatten als ein Heugabelstiel vom lieben Gott.» (XV/104)

Verdingkinder hätten in diesen Verhältnissen, unter verständnislosen Meistersleuten, rohen Knechten und leichtfertigen Mägden zwangsläufig verkommen müssen:

«. . . es ist da ein Pfuhl von Lasterhaftigkeit, von dem man sich keinen Begriff macht.» (XV/109)

Am allerschlimmsten aber werde die Armut genährt durch die grenzenlos leichtfertig geschlossenen Ehen. Da sieht Gotthelf gleichsam den Teufel unter dem Kessel der Armut das Feuer schüren:

«Und hier nun wird es mir, als ob ich stünde an eines bodenlosen Abgrundes Rande, als höre ich in diesen Tiefen einen Höllenkessel Verderben kochen, als ob ich sähe dieses Verderben strömen in unermesslichen Massen aus dem Kessel empor und ergiessen namenloses Elend über die Erde: unzählbare Scharen armer Menschen, die an Leib und Seele zugrunde gehen. Und dieser Höllenkessel, der Ströme braut, viel fürchterlicher Verderben bringend als die glühendste Lava, ist der unheilige Sinn, der die Ehe schliesst; und der schauerliche Abgrund, aus dem die Ströme fluten, ist unheiliger Ehen unheiliges Leben.» (XV/110)

«So stürzeln sie durchs Leben in die Ehe hinein ohne heiligen Sinn- ohne verständigen Sinn, ohne Geld und sehr oft ohne Kleider, mit Schulden und Untugenden ärger beladen als Kamele in der Wüste mit kostbaren Kaufmannswaren.» (XV/114)

«Und wenn ihr in einigen Jahren nachsehet, so seht ihr Jammer, Not und Elend in diesen Ehen . . . Es ist eine fürchterliche Aussicht über die Masse der Armen, die in der Nacht ihres Elends tappen, und kein Sternlein vom Himmel und keine Hoffnung auf jenseits leuchten ihnen in diese Nacht hinein. Es ist eine fürchterliche Aussicht, Tausende von Armen zu sehen, die keinen Teil an der Erde, ihren Gütern, ihren Freuden haben, deren Leben lauter Not und Jammer ist, ein angstvolles Ringen ums tägliche Brot, ein traurig Hangen an fremder Barmherzigkeit, denen die Erde nichts ist als eine Vorhalle der Hölle . . .

Und ganz besonders sieht man die Weiber sich entfremden allem Heiligen, sieht sie, sowie ihre hoffärtigen Fähnchen in Fetzen gehen, fliehen das Haus des Herrn, den Himmel aufgeben, in ihrer irdischen Not die ewige Not sich bereiten. Es ist wohl kein schauerlicheres Sehen als so ein schmutziges, zerrissenes Weib, auf dessen Gesicht jeder Funke göttlicher Abkunft erloschen ist, auf dem nichts mehr glänzt als Schmutz und tierischer Sinn, Hässlichkeit und Masslosigkeit.»

Diese furchtbaren Eheklöaken nun bilden den Kessel, in welchem die Armut gebraut wird, aus dem herauf in immer grösseren Strömen Menschen fluten, verkümmert an Leib und Seele, Gott ein Aergernis, den Menschen eine Last.» (XV/115)

Es ist wahrlich ein bedrückender Sumpf, den Gotthelf nüchtern und ungeschminkt ausbreitet. Nicht umsonst ruft er auf zum Nationalwerk gegen das Laster der Armut. Wer den meisten Anteil nehme, am treuesten helfe an des Landes Not, der trage den Preis davon. Ihm ist die Ueberwältigung der Armennot gleichbedeutend mit der Ausbreitung des Reiches Gottes. Das Uebel aber müsse innerlich angefasst werden, Massregeln und Gesetze hülfen da wenig.

Und welche Lösungen kennt Gotthelf, «um die Armut abzugraben und nicht bloss zu füttern», wie er sich selber ausdrückt? Vor allem weist er immer wieder hin auf das Christentum, das in der dienenden Nächstenliebe allein die wahre Kraft besitze, die auseinanderstrebenden Menschen wieder als

Brüder zu vereinen. Einzig im lebendigen christlichen Glauben sei das richtige Verhältnis zwischen Reichen und Armen, Gebenden und Nehmenden möglich:

«Wenn man es recht begreift, so würde kein Reicher hartherzig, kein Armer unverschämt sein . . . Zwischen ihnen waltete die Liebe und jede Gabe würde geheiligt durch den Sinn in dem sie gegeben, genommen würde. Wäre es so, dann wären keine Gesetze notwendig, die Liebe wäre die weise Mittlerin zwischen Ueberfluss und Mangel.» (XV/99) «Was kein Königswort erzwingt, vermag die Liebe.» (XV/144)

Und darum sei die erste Forderung an den Staat:

«. . . dass aller Weisheit und also auch aller Staatsweisheit Anfang sein müsse: Gott fürchten und seine Gebote halten.» . . .

«Also hier werde angefangen; ein christliches Heer Soldaten und Beamten, christliche Finanzen und christliche Schulen, höhere und niedere, eine christliche Justiz, eine christliche Politik, eine christliche Verwaltung, ein christliches Leben, das ist der Hauptschritt zur Bekämpfung des Notstandes, zur Bekehrung des Proletariates.» (XV/262)

Und mit dem Hinweis auf den christlichen Glauben als tiefste und umfassendste menschliche Lebenskraft, steht sein zweites Lösungsmittel eng verbunden: Eine bessere Erziehung, eine tiefere Bildung! Alle seine Erzählungen sind langsame Läuterungs- und Entwicklungsgeschichten, umfassende, tiefgründige Bildungsromane. Gotthelf gehört mit Pestalozzi zu den ganz grossen Erziehern der Menschheit und sie können gemeinsam sagen: Alle unsere Politik heisst Erziehung!

Krankenhausfürsorge

Die Monatsschrift «Das Krankenhaus» (Verlag W. Kohlhammer Köln/Rhein Mittelstrasse 7) pflegt ihren Blick weit über die deutschen Grenzen zu richten. Im Märzheft wird das auch bei uns sehr aktuelle Problem der Krankenhausfürsorge gleichzeitig ausführlich von holländischer und schweizerischer Seite aus behandelt. Dr. med. Doelemann vom Institut für Sozialmedizin an der Universität Utrecht schreibt über «Die soziale Krankenfürsorge in den Niederlanden» und Emmi Schuler, die initiative Fürsorgerin im Kantonsspital Zürich, berichtet über «Die Krankenfürsorge in der Schweiz». Beide Aufsätze bieten eine ausgezeichnete Einführung in den so segensreichen Beruf der Krankenhausfürsorgerin, wobei wir diesen Begriff weit fassen dürfen. Im Aufsatz von Fr. Schuler möchten wir den Abschnitt über «Die Nachsorge» und die sehr erfreulichen Mitteilungen über «Alters-Hauspflege», in der die Fürsorgerinnen des Zürcher Kantonsspitals ganz neue Wege einschlagen, besonders hervorheben.

Anhangsweise sei vermerkt, dass in der gleichen Nummer das Zürcher Stadtpital eingehende anerkennende Würdigung findet.